

# Der Bruch ist die Verbindung

Essay für Schlosspost, von Luke Wilkins

Ich saß kürzlich auf einer Bank, in einem kleinen Stuttgarter Park. Nicht weit von der Bushaltestelle Kleiststraße. Ich saß dort ein bisschen herum und merkte, dass es Herbst geworden war, gelbe Blätter fielen von den Bäumen. Hinter mir rauschte eine Hauptverkehrsader, auf der auch der 92-er kreuzte, mit dem ich später zurück zu meinem neuen Stipendiaten-Zuhause, im Schloss Solitude fahren würde. 50 m vor mir las ich auf einer Historien-Tafel die beiden Wörter *displaced persons* und auf dem Bürgersteig ging ein Mädchen vorbei, mit einer schwarzen Plastik-Gitarrentasche. Auf einem Parkplatz rechterhand stand ein dunkelblauer Volvo V70, auf dessen Heckscheibe ein Werbe-Aufkleber des Tarantino-Action Thrillers *DEATH PROOF* prangte. In ein paar Tagen würden mich die Druckfahnen zu meinem ersten Roman erreichen und ich begann in einem langsam durch meine Adern rieselnden Wahrnehmungsvorgang zu realisieren, dass diese Fahnen Herbstblätter waren, die von mir selbst abfielen. Ich begann zu realisieren dass etwas von mir mit diesen Fahnen mitstirbt und mitgestorben ist. Ich weiß nicht wie gut dieser Roman geworden ist, aber ich habe in ihm zu einem Schreiben gefunden, in dem ich mich in einen Baum verwandle und wenn es an der Zeit ist, dann bekomme ich grüne Triebe, die sich auswachsen und Photosynthese betreiben, bis sie sich färben und heruntersegeln, herabfallen. Ein Baum, ein Traumbaum im Raum einer verlorenen Sprache, der aus dem Wasser, in dem ich schlafe wächst. Immer wenn ich realisiere, dass ich zu diesem Schreiben gefunden habe, realisiere ich auch, dass ich keine Angst mehr habe. Einen Moment lang keine Angst mehr zu haben wiederum ist die Bedingung dafür realisieren zu können, dass ich da bin, dass ich dem Treiben hier draußen auf einer Parkbank zuschauen kann. Denn ein Treiben ist es ja und kommt von Trieb. Es ist eine triebhafte Handlung in einem Park zu sitzen und zu realisieren, dass es Herbst geworden ist, genauso wie es eine triebhafte Handlung ist, einen Satz zu schreiben. Lange Zeit habe ich gedacht, Trieb sei in erster Linie etwas Sexuelles, seit ich zu meinem Schreiben gefunden habe, weiß ich, dass der Trieb eine Lebensäußerung ist. Mit sich

selbst in eine zärtliche Berührung zu kommen, ist nicht leicht und wenn es geschieht, dann verwandelt sich der Moment sehr oft in einen Festakt, in einen festlichen Herbstanbruch. Ich saß dort im Park wie in einem Zwischenreich: Ausgespuckt aus einem mehrjährigen Romanschreibprozess, kurz vor der Verwandlung dieses Prozesses in ein Buch. Und plötzlich und unverhofft kam ich mit mir in Berührung, das Treiben der Blätter wurde ein Bild für mich selbst, den es aus seiner eigenen Geschichte her austreibt und ich dachte: Auch der Herbst ist ein Bruch, ein Bruch mit dem Sommer. Vielleicht hatte der meistgelesene deutsche Schriftsteller Herman Hesse (der nicht weit von hier geboren ist) nicht Recht, wenn er geschrieben hat Abschiede seien Stufen. Und dass jedem Abschied ein Zauber innewohne, der uns beschütze und helfe zu leben. Es sind keine Stufen, Treppenstufen, die teleologisch einen Lebensberg heraufführen, sondern unverhoffte Brüche. Das ganze Leben besteht aus Brüchen, schmerzhaften Abbrüchen, Umbrüchen, Unterbrüchen. Der Bruch als Verbindung zu der Erfahrung die er birgt. Der Bruch zwischen den Generationen, der nötig ist, damit die jüngere sich von der älteren absetzen kann und in ein eigenständiges Verhältnis zu ihr treten, Klaus Theweleit nennt diesen Vorgang Salzen und Entsalzen (*Buch der Könige* I, S. 267):

Es gibt immer einen Bruch der Post zwischen zwei Generationen. [...] Der Austausch der Lebensformen, der in den letzten 25 Jahren in der BRD passiert ist, hat zur materiellen Basis seiner Durchführbarkeit die Tatsache, daß kein einziger nach dem Krieg geborener halbwegs vernünftiger Mensch seinen faschistischen Eltern auch nur ein einziges Wörtchen in ganz gleich welcher Sache glaubt. Von den Eltern wird nichts angenommen (Grundgesetz). Die erzählen etwas über Kräuter? Faschistische Medizin! Wie man sich verhalten soll zu Chefs, zu Nachbarn, zu Frauen? Das allerdümmste und allerunbedarfteste und meist auch noch hinterhältigste Zeug, das ein Mensch sich vorstellen kann. [...] Freie Sexualität ist die Voraussetzung jeder Befreiung (1968); mit Sexualität befreit man gar nichts (1986). Hätte man nicht AIDS, gäbe es etwas anderes den Paradigmenwechsel ausreichend terroristisch zu untermauern. Der Kapitalismus ist der Teufel/seien wir froh, dass wir im Westen leben. (Wieviele Jahre dazwischen?)

Der ägyptische Psychoanalytiker Jaques Hassoun nennt diesen Vorgang in seinem Buch *Schmuggelpfade der Erinnerung* eine Ohrfeige, die der Vater dem Sohn gibt, wenn dieser zum ersten Mal stolz zu ihm sagt: Ich bin Jude! Diese Ohrfeige überliefert drei schwierige Erfahrungen:

- 1 Als Jude darfst du nicht mal deinem zärtlich geliebten Vater blindlings vertrauen.
- 2 Nichts ist so leichtsinnig wie die Zurschaustellung des Stolzes auf deine jüdische Identität.
- 3 Um dein Erbe annehmen zu können, musst du mit mir brechen.



THE BLIND VIOLINIST, ABONY, HUNGARY, 1921

Hannah Arendt sagt in ihrem Essay »Wir Flüchtlinge« zu diesem Bruch als Verbindung, in der Überlieferung der – in diesem Fall jüdischen – Tradition, etwas noch viel Unerträglicheres: Will man sich als Jude einer anderen Kultur assimilieren, bleibt einem nichts anderes übrig, als auch den Antisemitismus zu assimilieren. Das heißt: Als Jude lebt man seit vielen Generationen in einem rechtlosen Raum und es gehört zur jüdischen Identität

dazu, sich selbst zu verleugnen. Die Kehrseite dieser jüdischen Fähigkeit zur Selbstverleugnung ist für mich die von Arendt herausgearbeitete jüdische Fähigkeit eine Beziehung aufzubauen zum Nichtsein, zum Nichts, zum Ungeprägten. Zum Zustand der Kindheit. Zum Ort wo die Sprache Schnee ist. Dort wo Ereignisse eintreten können. Nicht das Gemachte oder Entwickelte lebt dort, sondern das was geboren wurde und wird. Jean Francois Lyotard nennt es (*Kindheitslektüren*, S. 105):

Die „Präsenz“ des Nichts, der Geburt und des Todes und der unteilbaren Singularität. So braucht man sich nur in dem Maße gegen die sogenannte äußere Realität zu verteidigen, wie sie diese sogenannte innere „Wahrheit“ wahrufen kann, dieses Etwas, das man par excellence weder verändern noch austauschen kann. [...] Hitler, im Inneren seiner (totalitären) Zwiebel verschanzt, ist dem DING nicht weniger ausgesetzt als ein kleiner schwäbischer Student außen. Das Selbst ist immer nackt, was die Geburt oder den Tod betrifft [...]. Aber der Führer will die Kindheit vergessen oder vergessen lassen, die Kindheit, die eben diese schreckliche Nacktheit ist. Man muß daraus also schließen, dass das DING sich als bedrohlich erweisen muß, dass die Beziehung zum Realen des Begehrens offen zu Tage treten muß, damit ein Apparat zur Verwerfung oder zum Vergessen, der ebenso mächtig wie der Totalitarismus ist, entstehen kann und muß. Genau hier muß man den Ursprung des Totalitarismus suchen.

Damit sagt Lyotard dass das was am Jüdischen vom nationalsozialistischen System bekämpft werden musste, gerade seine Beziehung zum Nichtsein und zur Natalität war. Die eine Verbindung zur Genealogie herstellt und zu den Toten. Hannah Arendt:

Das „Wunder“ besteht darin, dass überhaupt Menschen geboren werden, und mit ihnen der Neuanfang, den sie handelnd verwirklichen können kraft ihres Geborenses. (...) Daß man in der Welt Vertrauen haben und dass man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtsoratorien „die frohe Botschaft“ verkünden: „Uns ist ein Kind geboren“.

Kraft meines Geborensseins, nicht wegen der Art wie ich mich entwickle, werde ich fähig zu einem Neuanfang in Form einer eigenständigen Handlung. Mit dieser Handlung, so Arendt, die uns erst fähig macht unsere einzigartige Identität zu entdecken, fänden wir zu unserem Eingeborenssein zwischen den Generationen, es sei ein Band zu den Toten.

Der Schmerz des Bruchs als Verbindung und Salz in der Suppe, die die Generationen miteinander auslöffeln, ist ein Schmerz an den man sich nicht gewöhnen kann, es erwischt einen immer wieder kalt. Schriftsteller und Künstler, die dieser schwierigen Tatsache des jedem Verwandlungsprozesses inne wohnenden Schmerzes gerecht zu werden versuchen – und eine wirkliche Kunst ist ohne diese Form des Ringens um Gerechtigkeit nicht zu haben – sind manchmal nicht einfach zu ertragen. Damit meine ich mich. Ich dachte, wenn das Gewicht meines ersten Romans von mir abfällt und ich mir eine Hinterlassenschaft abgerungen habe, die auch ohne mich existieren kann, dann wird es für mich einfacher, da zu sein. Dann habe ich einen Beschützer, ein Dach aus Papier. So wie ein Architekt, der sich als Diplomarbeit sein erstes eigenes Haus baut. Die Sätze in meinem Buch werden zu einem kleinen Volk, dachte ich, dessen Regent ich sein werde. Und dieses Volk kann ich melken. Wie Läuse werde ich die Buchstaben in meinem Buch melken und ihnen Lebenskraft aussaugen. Das Weiße zwischen den Buchstaben wird zu meinem Fleisch, das Alphabet zu meinem Lebensraum. Das Blei wird mein Blut sein und Tinte wird aus meinen Augen tropfen. Aus meinem Buch wird eine Lilie erblühen und diese Lilie, die hoch hinaus in einen leeren Himmel wächst, bin ich! Im Kanton Bern, wo ich geboren bin, sagt man zu Bauch Buch. Mit dem Tod meiner Mutter wurde ich erst fähig dieses Buch zu schreiben. Mit dem Tod meiner Mutter wurde ich erst fruchtbar, fähig aufzublühen, Blätter abzuwerfen, zu gebären. Und der Konflikt, den ich in den letzten Jahren mit meiner Mutter austrug, war dieser merkwürdigen Tatsache geschuldet: Ich trat in ein Konkurrenzverhältnis zu ihrer Gebärfähigkeit. Warum ist Sigmund Freud dieses Äquivalent zum Penisneid nicht aufgefallen? Der Neid des Knaben auf die Fähigkeit des Frauenleibs Kinder zu gebären? Die Wut auf meine Mutter könnte der Tatsache geschuldet sein: Dass sie mich als ihre Schöpfung

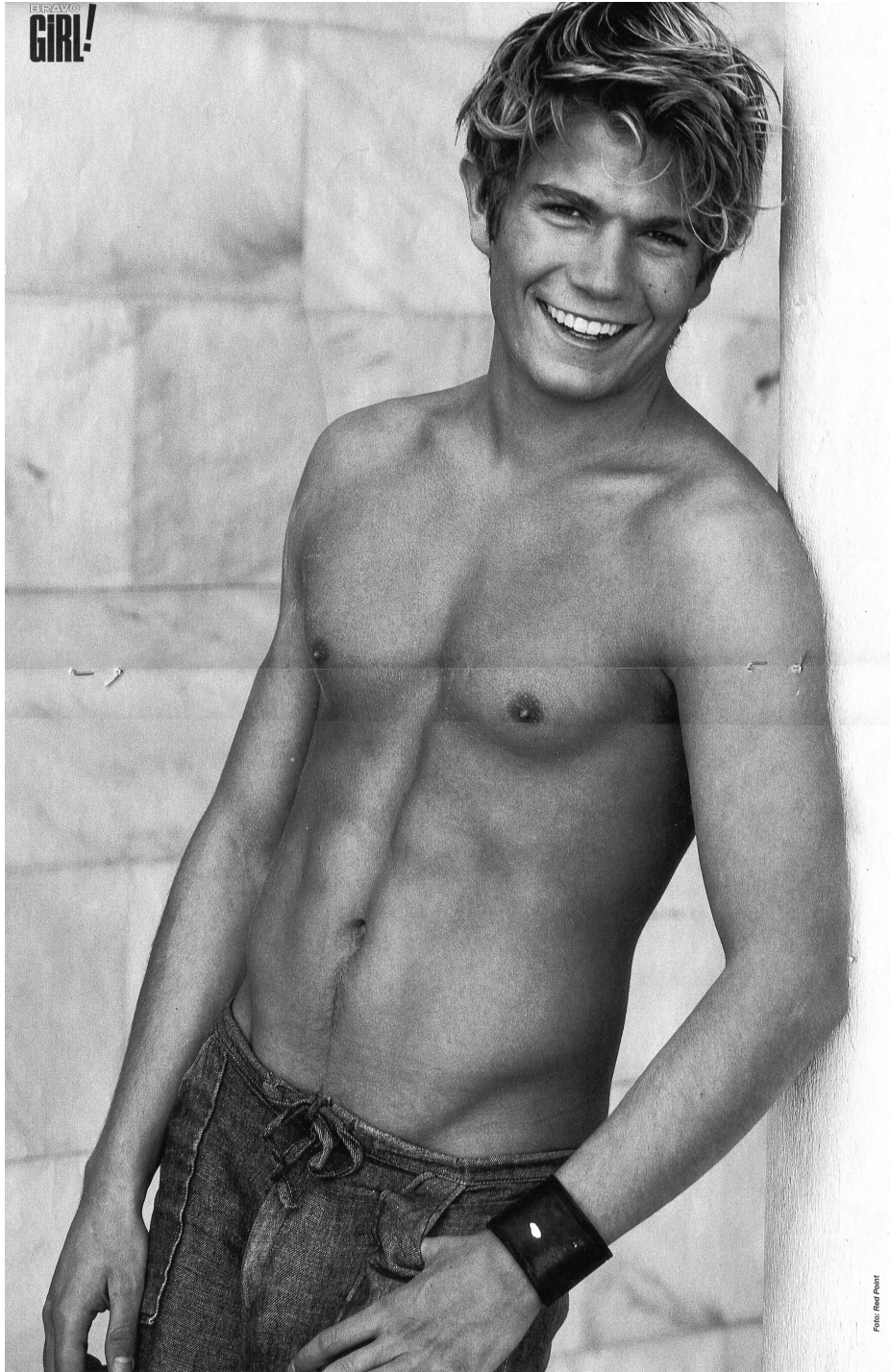
ansah, als Werk, mit dem sie, auf den Schultern meines von ihr Aufdieweltgebrachtwordenseins eine Daseinsberechtigung erlangte. Und mit dem Tod meiner Mutter konnte ich als Kind dieses Konflikts meinen Roman gebären, so merkwürdig das klingen mag. Als ich zwölf Jahre alt war entdeckte ich zwei Portraits, die ein Thuner Straßenmaler von meiner Mutter gezeichnet hatte, als sie selbst zwölf Jahre alt war. Sie zeigen das schönste Mädchen, das ich auf der Welt kenne, je kannte. Mit weicher Bleistiftmine, sehr affin für Schattenwürfe und die feinen Linien der Physiognomie, hat dieser Künstler, mit einer Sorgfalt, die ich bei den heutigen Straßen-Porträt-Zeichnern noch nie gesehen habe, meine Mutter, das Gesicht meiner Mutter auf Papier gebannt. Allein die einzelnen Fasern ihrer dicken, gesunden, weizenblonden Albert-Anker-Zöpfe, ihre Augäpfel, deren Iris Kornblumenblau durch die Farbe von Blei und Papier leuchtet. Mit einem Röntgenblick durch die Zeit und das Papier mir entgegenleuchtet, mich anschaut. Als das Gespenst meiner Libido. Ich weiß noch, dass ich mich voller Lust in diese Zeichnungen versenkt habe, indem ich sie mit Bleistift abgemalt habe. Indem ich mein Senkblei in den Anblick meiner Mutter, die genauso alt war wie ich, versenkt habe, mich in sie vertieft habe, stundenlang, tagelang. Mehr als vierzig Blätter habe ich mit Bleistiftstrichen gefüllt, wurde immer genauer, bis ich ihre Nase genauestens runden konnte und wusste wie man die kleine glänzende Stelle auf ihrer Nasenspitze so auf dem Papier freilässt, dass sie zierlich und nicht zu breit wird. Ich war mit der Spitze meines Bleistifts auf der Suche nach ihrem singulären Wesen – ganz nach dem Vorbild von Roland Barthes im Buch *Die helle Kammer*, das ich viel später entdecken und lesen würde wie einen Roman. Gefunden habe ich es damals nicht. Es lag zu tief in mich hineingesenkt und der Verlust meiner, in grauer Vorzeit Geliebten, war zu schwer und schmerzhaft, als dass ich ihn damals hätte fühlen können. Aber die Bilder entzückten meine Mutter, die sie stolz ihrer besten Freundin Hanke zeigte, einer holländischen Malerin. Meine Mutter konnte nicht wissen, dass es schwarze Dokumente waren, Dokumente eines Schmerzes, aufgrund dessen andere zu Straftätern, Henkern, Gewalttätern geworden sind und, dass ich mit ihnen dem unfühlbaren Verlust von derjenigen, die darüber in Entzückung geriet, versuchte auf den Grund zu kommen. Ich finde diese Marienstatue, die Goldmund ganz am Ende des Romans für Narziss aus dem Holz schält,

entspricht dem und Goldmund konnte es, konnte beim Schnitzen auf diesem schmalen Grat zwischen Geburt und Tod wandern, weil er seinen eigenen Tod antizipierte. Er schnitt sich mit dieser Figur, mit der er dem Wesen seiner Liebe und Gebundenheit an seine Mutter eine Form gab, auf den eigenen Tod zu und durch diesen hindurch. Das Holz wurde in den Händen des schwer kranken und gebrochenen Künstlers zum Fleisch seiner Mutter, in dem er selbst als ihre Schöpfung verborgen war und dessen Kern Goldmunds Tod war. In dieser Figur konnte Narziss das erkennen, doch konnte er nicht erkennen, dass seine Liebe zu Goldmund auch der eigenen Unfähigkeit geschuldet war, diese Figur in sich selbst zu finden. Was ihm Goldmund sagt, mit brechendem Blick, auf der letzten Seite des Buchs, mit dem auch ich beim Lesen damals ein Stückweit gestorben bin, allerdings nicht mit brechenden, sondern mit Tränen absondernden Augen.

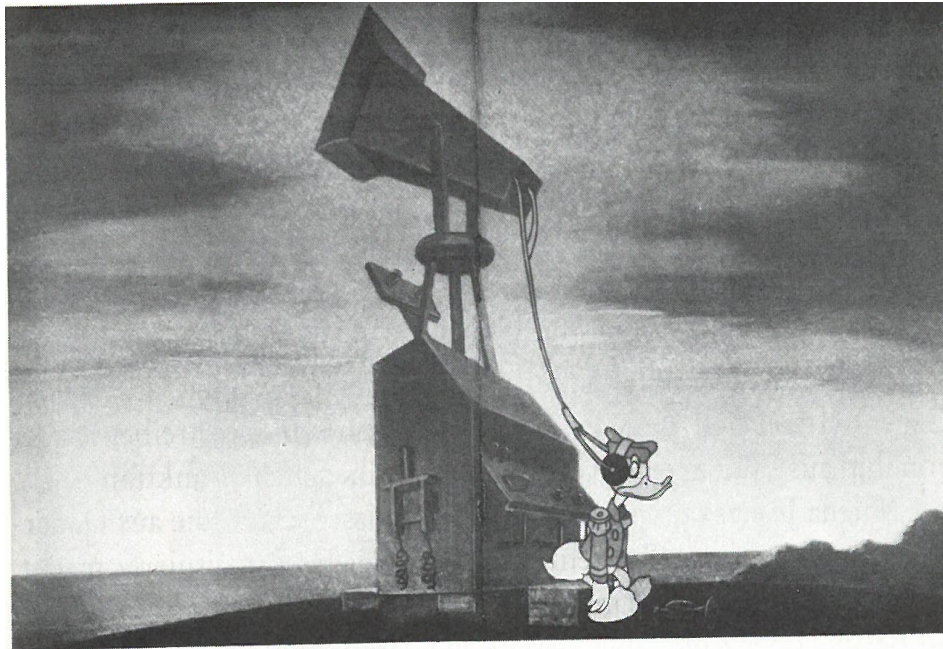
Diese merkwürdige, meerhaltige Flüssigkeit, die wir absondern, wenn wir von etwas berührt werden. Eine Flüssigkeit, die ein unleugbares Zeugnis davon abgibt, dass wir Wesen sind mit einer Seele im Leib. Einer Seele, die sich bildet, während wir im Meer unserer Mutter schweben. Einer Seele, die sich bildet und die in unserem Körper schläft. Einer Kraft, die sich später, wenn unsere Körper und ihre Wappnungen sich ausgebildet und oft genug zu Ritterburgen ausgewachsen haben, in furchterlichen Orkanen bahnbrechen kann. Die Schriftstellerin Friederike Kretzen schreibt in ihrem Essay *We can't go home again – Versuch zu 68*: »In ihrem Text zur *Ilias*, verfasst 1940/41, sucht Simone Weil eine Auseinandersetzung mit kriegerischen Geschehen, wie sie selbst sie bei den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg und in der sich formierenden Résistance im besetzten Frankreich erlebt hat. Ihr geht es dabei um ein grundlegendes Bedenken von Gewalt, in dem Gewalt eben nicht nur als ein Geschehen zwischen Opfer und Täter, Feind und Feind gesehen werden kann, sondern darüber hinaus als eine grundlegende Unterwerfung des Menschen durch den Menschen, die durch nichts legitimiert sein kann. In der *Ilias* erkennt sie einen Umgang mit Krieg und seinen Toten, der meines Erachtens über die Jahrhunderte hinweg auch heute noch eine Möglichkeit darstellt, wie Trauer um die Toten der Kriege aussehen könnte und in welcher Sprache sie sagbar wäre«:

„Wie dem auch sei, diese Dichtung ist etwas Wunderbares. Die Bitternis bezieht sich darin auf den einzigen Grund der Bitternis, die Unterwerfung der menschlichen Seele unter die Gewalt, letztlich also unter die Materie. Diese Unterwerfung ist allen Menschen gemein, auch wenn die Seele sie mit unterschiedlicher Würde trägt. Niemand in der Ilias ist ihr entzogen, wie ihr auch niemand auf Erden entgeht. Niemand von denen, die ihr erliegen, wird deshalb als verächtlich betrachtet. Alles, was im Innern der Seele und in den menschlichen Beziehungen der Herrschaft der Gewalt nicht unterliegt, wird geliebt, aber schmerzlich geliebt, weil es ständig in der Gefahr seiner Vernichtung schwebt.“

Als ich vor 13 Jahren meinen Roman zu schreiben begann, saß ich am Ende einer langen Gewaltspirale. Eine Gewaltspirale, die mich zu einem Söldner im Kampf um Aufmerksamkeit gemacht hatte, dem zeitgenössischsten aller Kämpfe: Ich war ein TV-Starlet geworden. Als dieses Starlet las ich irgendwann Adornos Satz vom Faschismus, der sich in der Massen-Kulturindustrie verkappt habe und wurde hellhörig. Ich begann damals zu spüren dass ich durchdrungen war von schwer fühlbaren Gewaltströmungen. Die bis heute durch die Adern aller meiner Familienmitglieder pulsieren und an denen mein jüngerer Bruder mit zwölf Jahren zu Grunde gegangen ist. Ich war damals noch nicht fähig das auf diese Art zu benennen, aber wurde nach dem Tod meines Bruders von der frommen Hoffnung ergriffen, die Formen der Gewalt in meiner Familie und in meinem Umfeld/der Gesellschaft in der ich lebte, erkennen zu können und der Gewaltspirale zu entkommen.



Der Beginn meines Entkommens aus dieser Gewaltspirale fiel in eins mit meiner Rückkehr in mein Geburtsland die Schweiz. Ich war zurück in die Schweiz gekommen um am Schweizerischen Literaturinstitut zu studieren – und unter die Fittiche der dort unterrichtenden Friederike Kretzen zu geraten. In den ersten Semesterferien mietete ich mir ein Zimmer im Franziskanerinnenkloster St. Josef – im Muothatal des Urkantons Schwyz – und schwieg. Ich schwieg, machte Spaziergänge durchs Tal und zum *Hölloch*, dem felsigen Geburtskanal der schlimmsten eidgenössischen Übeltäter, träumte, guckte dumm in der Gegend rum, hätte gerne eine geraucht, zwang mich sogar zu sexueller Enthaltsamkeit, kickte ein Steinchen vor mir her, schaute einem kleinen Vogel zu, der auf einem Ast wippte und sah dann einen großen schwarzen Greifvogel geräuschlos in den dunkelfarbenen Abendhimmel gleiten. Begegnete einem Bergbauern, den ich nicht grüßte, weil ich mir ja vorgenommen hatte auf Teufel komm raus zu schweigen, woraufhin dieser, während wir uns auf dem engen Sträßchen kreuzten ohne einander anzuschauen, vielleicht wie alte, vor Bitterkeit verstockte Kindheits-Feinde, mit gutturaler Stimme wuah! machte. Ich erschrak heftig und war ihm dafür dankbar. Ging schlafen, schlief tief, träumte von etwas Hellem – Sticl, was hat dir getrahmt – wurde im Traum auf dem Feld von einem Engel überrascht. Wachte auf, schaute ins dunkle Zimmer, über mir hing das Kruzifix mit dem nackten Leib eines jungen Mannes, der nicht viel älter war als ich, spürte die Dunkelheit pulsieren, die Präsenz der schlafenden und ebenfalls träumenden Franziskanerinnen.

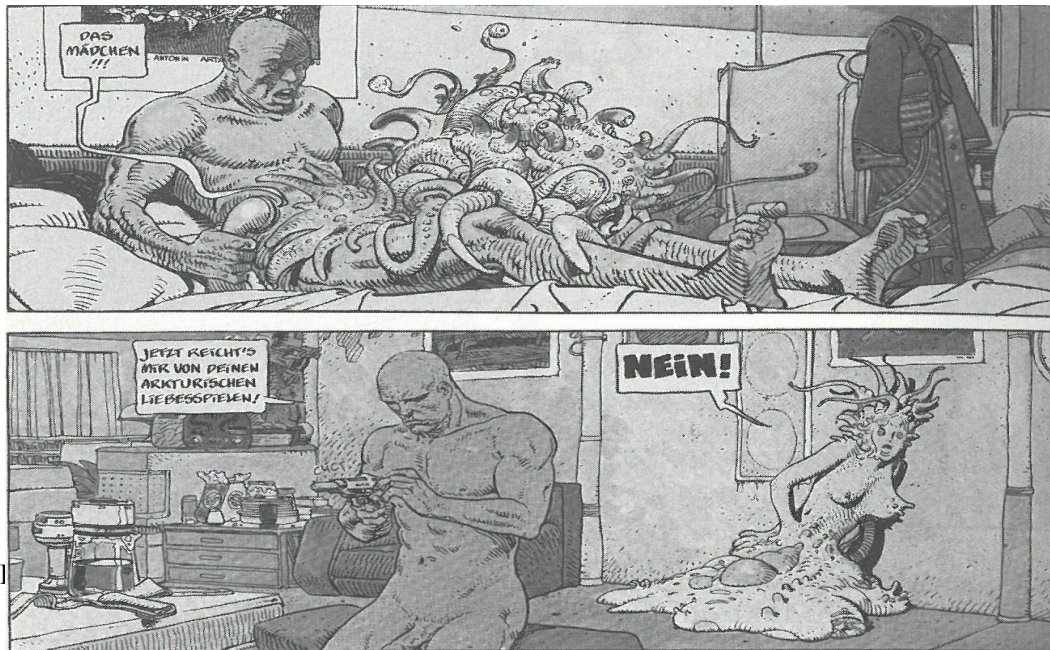


Der G.I. Duck am Lauschgerät für Bombergeräusche, 1944

Klaus Theweleit, Buch der Könige I, Stroemfeld Verlag, S. 1021

Am letzten Tag fand ich über einen von der Hauptstrasse abzweigenden Seitenweg den Eingang zur Lourdes-Grotte, die dort in die Trümmer eines vorzeitlichen Bergsturzes gebaut worden ist. Auf dem Stirnband einer neben der ewigen Kerze betenden Marienstatue steht: Je suis l'immaculee conception: Ich bin die unbefleckte Empfängnis. L'immaculee erinnerte mich an den Namen einer Oper, nach dem Roman von Hermann Burger *Die Künstliche Mutter*, die ich gesehen hatte oder erst in der Zukunft sehen würde: *Macula Matris*. Makel der Mutter? Wahrscheinlich läuft es auf diese Krankheit heraus, unter der der tragische Held des Romans leidet. Der impotente Privatdozent für Glaziologie und Neuere Deutsche Literatur, Wolfram Schöllkopf, bekommt vom Arzt in der Kurklinik, dem *Künstliche-Mutter-Heilstollen* im Gotthard, zum Antritt seiner Auer-Aplanalschen Tunneltherapie, die Diagnose gestellt: „Das Muttermal bedeckt den ganzen Körper.“ Eine die Thesen von Weil, Arendt und Lyotard ergänzende Analyse der männlich-totalitären Gewalt, die wohl eine der zentralen Strömungen der Gewalt der nationalsozialistischen Faschisten war und damit den

Faschismus zu einem mörderischen Grenzfall des Patriarchats machte, gelang Klaus Theweleit in seinem Buch *Männerphantasien*: Faschisten waren – so arbeitet Theweleit es anhand von Ergebnissen der Säuglingsforscherin und Kinderpsychoanalytikerin Margaret Mahler heraus – Männer die als Neugeborene zu wenig natürlichen und spielerischen Hautkontakt mit ihren Müttern oder Pflegepersonen gehabt hatten und die deshalb als Erwachsene – immer aus der Angst heraus zu fragmentieren – aggressive Störungen entwickelten und sich gepanzerte Soldatenkörper zulegten. Zugespitzt ausgedrückt: Faschisten waren nicht zu Ende geborene Männer deren Körper bedeckt waren von der Haut derjenigen Person, die sie als Säuglinge am tiefsten geliebt und wiedergeliebt hatten – und die ihnen in der Berührung mit ihnen überhaupt erst ein Gefühl für die Verbindung von Ich, Haut und Welt vermittelt hatte. Körper, die Aufgrund dieses Bedecktseins von ihren Müttern –, die wiederum betäubt und verbittert durch die Traumata der unbetrauerten Todesfälle aus dem Ersten Weltkrieg auch eine betäubte, dysfunktionale Zärtlichkeitsmembran hatten, deren Funktion ihre Söhne bitter nötig gehabt hätten für ihre Loslösungsprozesse – kein vollständiges auf einem stabilen Gefühl für Körpergrenzen basierendes Ich entwickelt hatten. Faschisten waren also Söhne die Aufgrund des Bedecktseins von ihren Müttern ihr Leben lang nicht vollständig zur Welt gekommen waren/sich nie ganz von ihren Müttern hatten lösen können und sich deshalb nicht anders zu helfen wussten als mit sinnloser Gewalt. Faschisten waren Männer, die bedeckt waren von einer erstickenden Mutterhaut und die deshalb keine eigenständige Männlichkeit und Liebesfähigkeit entwickeln zu können glaubten und deshalb – in einem fehlgeleiteten Befreiungsakt – zur Auslöschung, Sprengung, Ermordung dessen was geliebt werden könnte übergingen. Der Auslöschung oder Sprengung der unerträglich ambivalenten Sehnsucht nach Rückkehr in die Symbiose von Körper und Seele im Leib der eigenen Mutter, deren Erfahrungskern wegen einem missglückten Ablösungsprozess nicht geborgen, sondern vernichtet werden musste. Könnte der Impuls zur Sprengung und Auslöschung des wertvollsten Erfahrungskerns, den wir haben, eine noch nicht ausreichend untersuchte Wurzel des faschistisch-totalitären Bösen sein, mit deren Auswucherungen wir uns bis heute herumschlagen?



Klaus Theweleit, Buch der Könige I, S. 400

Zurück in meinem Studentenzimmerchen in Biel spürte ich, dass sich etwas verschoben hatte. Ich las von Peter Handke »Wunschloses Unglück«, über den Suizid seiner Mutter, begann zu weinen, ergriffen von dieser in Sprache gefassten Verzweiflung, deren Kennzeichen laut Kierkegaard ihre Unsichtbarkeit ist, Verzweiflung einer Kärntner Frau, die auch meine Mutter hätte sein können, schlief ein, wachte nach 10 Minuten auf, ging zum Schreibtisch und fing zum ersten Mal wie aus dem Nichts heraus zu schreiben an. Sehr schnell kam eine Figur dabei heraus, die ich Jeff nannte und die beim Schreiben auch von sich aus etwas wollte. Die sich zu mir umdrehte und eine Wechselwirkung ermöglichte, einen dritten Raum entstehen ließ. Sicherlich war es auch ein Raum, der mir gefehlt hatte, als ich mit zwölf versucht hatte meine Mutter zu malen, Raum den meine Mutter vielleicht verletzt hatte, als sie mit diesen intimen Liebesgeständnissen in Blei bei ihrer Freundin mit dem künstlerischen Talent ihres

Sohnes geprotzt hatte. Aber Jeff war noch etwas anderes. Er war sowohl ein Überlebender als auch ein Toter. Und noch etwas, kürzlich habe ich ihn mal wiedergesehen, an der U-Bahnhaltestelle Fasanenhof, in der Spiegelung eines U-Bahn-Waggons, über der Werbung des Mineralbades Leuze. Ein großer rothaariger Kerl, in zerfetzten bunten Lumpen [*Bruch*]

Hallo Jeff, habe ich gesagt. Gehen wir Tischtennis spielen? Er hat genickt. Ich blieb ein bisschen stehen, ein Mädchen saß in der U-Bahn hinter der Spiegelung und beobachtete mich, schaute mich an wie eine Gespenster-Erscheinung. Komm, wir gehen, sagte ich. Und wir sind wahrscheinlich Tischtennis spielen gegangen, oder haben uns beim Türken in Gerlingen ein Mezzomix geholt und uns ein bisschen auf den Platz vor der Stadtbibliothek gesetzt, ja, ich nehme an, dass wir dort noch immer sitzen, es war ein windiger Tag, die Leute sagen es sei das Jahr 2018, aber nichts ist weniger sicher als das. Auf einer Plakette an dem Haus neben der Stadtbibliothek las ich: An dieser Stelle wurde am 7. März 1995 der Wohnsitzlose Christian Fischer ermordet. Jeff hielt mich fest, ich trank einen Schluck Mezzomix, die Zeit spielte verrückt, meine Mutter war tot und Jeff hielt mich noch ein einziges Mal fest, wir erledigen es jetzt, sagte er, mit diesem Blick. Wir schauten raus, dort, unter der Linde, da kam sie, eine blonde junge Frau, blieb stehen, in einem Bannkreis, umgeben von wirbelndem, großblättrigen Herbstlaub, wie auf dem Bild des Russen Igor Grabar, dessen von Herbstlaub umwehtes Zentrum weiß wie die Seele und die Haut dieses Mädchens – das Gespenst meiner Libido – ist, und an den Rändern in allen Spektralfarben aufleuchtet und von dem die Dostojewski-Übersetzerin Svetlana Geier im Film *Fünf Elefanten* sagt, es markiere den Eintritt der Moderne. Sonja Sophia, Enkeltochter von Frau Geier, war eine Klassenkameradin von mir, genau wie Jeff hatte sie rote Haare und Sommersprossen. Gehört zu diesem Herbsttag, *displaced, big disgrace, sacre homini*, dort wo sich die Zeit mischt und auf dem Grund einer zeitengemischten Gegenwart das Gesicht einer Frau erscheint, die älter ist und länger schon da, als meine Mutter. Eine Verwandte von Eurydike. Baumdryade, Lindenbaumrindenfrau. Grau wie Elefantenhaut. Das Singuläre des Gesichts meiner Mutter mischte sich mit diesem anderen Gesicht, ganz nach Proust, diesem Experten für Linden und

ihre sanften Wirkungen, der geschrieben hat, dass „auf der äussersten Spitze des Besonderen das Allgemeine zur Entfaltung [kommt].“

Großblättriges Herbstblatt, eine junge blonde Frau, die mich ansieht und tötet. Mir zu Bewusstsein kommen lässt, dass ich tot bin. Meinen Verletzungen erlegen. Nichts weiter? Jeff nimmt mich an der Hand, wir gehen einfach weg, gehen die lange Dufourstrasse rauf, am Stadtpark vorbei, dem Zirkusplatz vorbei, vorbei am Sportplatz und bis, einfach raus aus der Stadt, wir verlassen die Stadt, verlassen das Land, ziehen weiter. Bis ich ein paar Jahre später in einem kleinen Stuttgarter Park sitze und auf einem Schild die Wörter *displaced persons* lese und merke dass ich fehl am Platz bin und dass dies mein Platz ist, nicht wahr, sage ich zur toten Friederike Roth, zum toten Heinz von Cramer, wir sitzen hier einfach, versammeln uns, machen uns nicht viel draus, aus der Frage ob wir Schatten sind, oder aus Fleisch und Blut, oder vielleicht Schatten aus Fleisch und Blut, lass die Leute reden, ob wir da sind oder nicht, versammelt haben wir uns und sitzen hier im Kreis, wie eine Rabenversammlungsrunde, druidische Raben, Unsichtbarkeiten, klar, Rausch und Kosmos, ja, Planetarium, Raserei, ja, schwarze Räume, eine Gruppe, ich würde sie nicht Widerstandskämpfer nennen, sie leisten ja keinen Widerstand, bestehen nicht mal darauf anwesend zu sein, aber ich spüre sie, auch in ihrer Abwesenheit. Da geht das Mädchen vorbei mit der Gitarre und die 92 rauscht, wie der Trolleybus 4, der seine Fühler über die Leitungen auf der Dufourstrasse gezogen hat und ich saß in meinem Baumhaus am Schreibtisch und das blonde Mädchen kam, ich schaute raus und verlor die Fassung. Wurde eingeholt. Auch beraubt. Jahrelang unterwegs, auf der Suche nach jemandem, der ganz sicher schon tot ist. Jetzt fängt der Herbst an, was in Biel wohl los ist, was werden die Leute jetzt sagen? Jeff, gehen wir in den Stadtpark, zur Tischtennisplatte, da ist das Mädchen von der Elfenbeinküste, und die Säufer, die Dealer, die türkische Gang, die großgewachsenen Bäume, die Zeit, das Hochhaus. Einmal hat ein Kind seine Mutter verloren, obwohl sie noch da war und das Kind verschwand. Die Mutter saß an der Nähmaschine und das Kind spielte auf dem Boden. Es schaukelte auf einer Schaukel im Hirschpark in Langenthal, sprang ab, schaute, ob seine Mutter und seine Großmutter seinen riesigen Sprung gesehen hätten und die Schaukel kam

zurück, schlug dem Kind gegen den Kopf, das drehte sich weg, ging nicht zur Mutter, sondern auf ein schwarzes Wäldchen zu, wollte mit seinem Schmerz allein sein, wollte seine Bitterkeit nicht mit seiner Mutter teilen, blieb stehen, rieb sich den Kopf, schaute sich die Hände an und sah dass sie voller Blut waren. Viel später wird dieses Kind wissen, wer es ist, mit dem es dieses Blut teilt. Aber nicht jetzt, jetzt sitze ich da, nach einem heißen Sommer, die Bäume verlieren ihre Blätter, vielleicht verlieren die auch ihre Fassung, der Roman ist nicht mehr so wichtig, ein paar Menschen sind da, ein kleiner staubiger Platz, meine Hände, meine Jacke, die Zeit, das Land heißt Deutschland, die Leute hier sind Deutsche, im Meer gibt's Haifische, eine Oma kauft sich eine Bratpfanne, was wollt ihr? Was will das Kind? Woher will es das wissen? Dass dieses Blut, in seinen Händen, von ihm ist. Das fragst du? Die Antwort ist einfach: Das Kind fühlt einen Schmerz, der lange betäubt war und du bist dieses Kind, du spürst diesen Schmerz und jetzt hast du deine Mutter verloren, pass auf sie auf.

[Verbindung]: Dass ich hier an einem der vielen Enden meines Romans nicht zu einer Lösung gekommen bin und mir mit dem Schreiben größere Schwierigkeiten eingehandelt habe, als ich mir je erträumt hätte, gehört zur Schönheit der Sprache der *Ilias*, die Simone Weil bezeichnet, in ihrem verlebendigenden Umgang mit der Bitterkeit, die den Trauerprozess um die Toten aus unseren Kriegen blockiert. Eine die Jahrhunderte durchziehende Bitterkeit, die die Trauer um die Toten unfühlbar macht, die entsteht durch »die Unterwerfung der menschlichen Seele unter die Gewalt, letztlich also unter die Materie«. Diese Bitterkeit nicht als untote Verbitterung sich ablagern zu lassen, kann eine solche Sprache auch heute helfen, denn sie macht die seelischen Hautoberflächen wieder empfindlich, die im Alltag, im Erwachsenwerden, im Ergreifen eines Berufs, in den Verletzungen der Liebe, im Tragen der Lasten der Eltern und der transgenerational weitergegebenen Traumata, hart und unbeweglich, taub geworden sind. Solcherart betäubt spüren wir statt verbindender Brüche Trennungen. Schreibt Friederike Kretzen: »Seien es die Trennungen von Denken und Fühlen, von Erfahrung und Bedeutung, oder von Liebe und Arbeit, von Ungewissheit und Freiheit. Die Gefängnisse der Kultur und die Gefängnisse der Ökonomie, sie haben nicht aufgehört, in uns ihre Einsperrungen zu betreiben.« In diese Gefängnisse sperren wir Schriftsteller auch

allzu gern die schöne und zugleich schreckliche Frau Phantasie ein und eine Trennung zwischen Literatur und Leben entsteht. Eine Literatur des Werdens hingegen, eine sprachliche Haut, die fähig ist zur Photosynthese, wird umgekehrt der nach allen Seiten hin offenen Form gerecht, die wir im Mutterleib sind: Ein ungeheuer kraftvolles Gemisch aus Seele, Materie und Nichtexistenz. Zu dem die Griechen, wie Walter Benjamin schreibt, auf dem ekstatischen Gipfel ihrer kultischen rauschhaften Feste wieder in eine Form der Kommunikation gerieten und wo es passieren konnte, dass eine Mutter sich nicht mehr von ihrem Kind unterscheiden konnte und es auffraß. Und wozu ich im Arbeitsprozess zu meinem ersten Roman eine Verbindung aufgenommen habe. Eine Verbindung zum Erfahrungskern von mir als Teil eines größeren Kreislaufs, in dem ich schwebe, wenn ich schreibe, wenn ich lese, wenn ich träume oder wenn ich, wie es mir inzwischen manchmal gelingt, wie es mir letztens dort in diesem kleinen Park in Stuttgart gelang, beginne, aus einem all dies umfassenden Traum einer verlorenen Sprache zu sprechen. Ein Traum aus der wiedergefundenen Trauer um eine verlorene Sprache, ohne deren Verlust ich nicht leben könnte.

*Luke Wilkins*

## **Literatur**

Friederike Kretzen, „We can’t go home again – Versuch zu 68“  
Simone Weil, „Krieg und Gewalt, Essays und Aufzeichnungen“  
Marcel Proust, „Brief an Daniel Halévy“  
Hermann Hesse, „Stufen“, „Narziss und Goldmund“  
Klaus Theweleit, „Buch der Könige I“, „Männerphantasien“  
Jaques Hassoun, „Schmuggelpfade der Erinnerung“  
Hannah Arendt „Vita activa oder vom tätigen Leben“  
Roland Barthes, „Die helle Kammer“  
Walter Benjamin, „Einbahnstrasse“  
Peter Handke, „Wunschloses Unglück“  
Hermann Burger, „Die Künstliche Mutter“  
Jean Francois Lyotard „Kindheitslektüren“